

Supermann fliegt nicht mehr

von Thomas Knackstedt, Alfeld

Über den Dächern von Metropolis. Ganz oben, auf dem höchsten Wolkenkratzer; direkt an der Dachkante. Unter mir der Moloch der urbanen Metropole. Millionen von Seelen, Milliarden von Träumen. Ich soll sie beschützen, ihre Sicherheit garantieren. Ich lausche den Stimmen der Stadt. Warte auf einen Hilferuf. Als ich ihn höre, breite ich die Arme aus, lasse mich fallen und starte in ein neues Abenteuer...

Jetzt sitze ich also wieder da, wo ich eigentlich nicht mehr sitzen wollte. Im Streifenwagen. Nachts. Wenn man es ganz genau nimmt, müsste es besser heißen: Nicht mehr sitzen sollte! Ich halte es für ziemlich unvernünftig und gefährlich, einen alten Mann von 53 Jahren Nachts in einen Streifenwagen zu setzen. Obwohl... mit dieser Meinung stehe ich ziemlich allein da.

Wenn ich ein Discobesucher wäre, dem man gerade die Zähne ausschlägt, oder eine junge Frau, die in der Innenstadt von einer Horde Betrunkener belästigt wird, dann würde ich mich freuen, wenn mir jüngere Polizisten helfen würden. Ganz ehrlich.

Ich bin körperlich noch ganz gut in Schuss, aber die letzten Rangeleien, die ich für mich entscheiden konnte, fanden im Spaß mit meinen Enkelkindern statt. Bei einer Auseinandersetzung mit einem jungen, dynamischen, vielleicht noch mit Amphetamin oder Alkohol aufgeputschten Straftäter wäre ich chancenlos.

Vor zwanzig Jahren war das komplett anders; vor zehn übrigens auch. Als ich den Job bei der Polizei begann, ein Job, den ich niemals machen wollte, da ging ich derartigen Auseinandersetzungen nicht aus dem Weg. Ich wollte helfen. Wenn ein Typ zu Hause seine Frau zusammen schlug, oder ein Trupp Betrunkener vor der Kneipe irgendein armes Würstchen verprügelte, dann konnten sich die Opfer freuen, wenn ich kam. In Begleitung eines, ebenfalls jungen, dynamischen Kollegen räumten wir da ziemlich schnell auf. Klare Ansage, ein kurzer Check im Geiste, was wir durchsetzen konnte und was nicht, und dann klickten die Handschellen oder der Bösewicht lag auf dem Pflaster im Polizeigriff und war erledigt. Doch wie gesagt, das ist lange her.

Vor ungefähr zehn Jahren musste ich feststellen, dass ich die Anforderungen, die ich an mein eigenes Einschreiten als Streifenpolizist an mich selbst stellte, nicht mehr erfüllen konnte. Wie gesagt, ICH habe das festgestellt, nicht etwa mein Chef oder irgendeine Behörde. Ich zitterte, wenn ich zwischen fünf hitzigen Südländern und der gleichen Anzahl von Deutschrussen stand, die sich wegen irgendeiner beschissenen Winzigkeit Nachts um vier in die Flicken bekommen hatten. Ich verkrampfte, wenn ein Hundertzwanzigkilo-Fettsack, der seiner Freundin den Arm gebrochen hatte, nicht mit in die Zelle wollte. Irgendwie bekam ich es noch hin, meine Maßnahmen durchzusetzen, aber sicher und souverän war etwas völlig anderes.

Ich wechselte in den Ermittlungsdienst und fand dort neue Herausforderungen, die ich noch lösen konnte. Ich kümmerte mich vor allem um den Rauschgiftbereich. Ich setzte jetzt nicht mehr meinen Körper ein, sondern meinen Kopf. Reden, nachdenken, Kontakte suchen und halten, den ein oder anderen Ganoven in den Knast bringen oder ein Stück weit Verständnis aufbringen und helfen. Kurz und gut: Ein Job, den ich noch konnte und der mir verdammt viel Spaß machte. Auch hier konnte es passieren, dass es, zum Beispiel bei einer Durchsuchung, zu Handgreiflichkeiten kam, aber das war selten. In diesen Situationen stellte ich allerdings immer wieder fest, dass schmerzende Knie, ein protestierender Rücken oder fehlende Schnelligkeit mein Einschreiten konkret beeinträchtigten. Ich bekam es irgendwie hin, aber sicher und souverän war in diesen Situationen noch immer etwas ganz anderes.

Am schlimmsten war, dass mir auch mein Instinkt abhanden kam. Fast jeder von uns hat eine Art sechsten Sinn, was gefährliche Situationen angeht. Man betritt in der Dunkelheit ein Haus, in dem ein Einbrecher ist, oder jagt einer Truppe von Schlägern hinterher, die sich in einem finsternen Hinterhof verschanzen. Man ahnt, wo man aufpassen muss und schafft es immer wieder, im letzten Moment den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Diese Fähigkeit habe ich fast vollständig verloren, leider...

Bis vor einem Jahr musste ich noch in der Hundertschaft antreten. Wochenendeinsätze, Großdemonstrationen, Public-Viewing Absperrungen, Begleitungen von Protestmärschen. In den 80er Jahren habe ich nichts anderes gemacht. Mittendrin in einem hektischen Moloch, schieben, stoßen, prügeln, alles was man sich vorstellen kann. Mit über 50 fühlte ich mich dabei so deplatziert wie ein Fisch auf dem Fahrrad. Irgendwann hatte man ein Einsehen und nahm den „Opa“ aus der Einsatzeinheit.

Doch es ist noch nicht vorbei. Im Gegenteil. Es gibt noch immer so viele Polizisten wie früher, aber nicht mehr auf der Straße. Wo sonst? Sie würden sich wundern, wenn ich ihnen das in allen Einzelheiten darlegen würde. Ministerien, Arbeitsgruppen, Sonderdienststellen, EDV-Spezialkräfte, Planungsstäbe und Führungszirkel. Es gibt massenweise davon. Die „echten“ Polizisten, die sich jedes Kind vorstellt, wenn es das Wort Polizei hört, sind vom Aussterben bedroht. Die Anforderungen an jeden Einzelnen steigen dabei genau so rasant, wie das Alter der eingesetzten Kollegen. Gerade im ländlichen Bereich sorgt das für unhaltbare Zustände; jedenfalls wenn sie mich fragen.

So sind wir ein Haufen von ziemlich alten Ordnungshütern, die sich Tag für Tag einer Aufgabe stellen müssen, die sie immer weniger erfüllen können. Das hat Folgen. Es gibt eine Menge Kranker, noch mehr Belastungen für diejenigen die durchhalten und vor allem: Keine Lösungen. Das System krankt. Anstatt einen klaren Schnitt zu machen oder ein Konzept zu verfolgen, das irgendwann greift, stopfen wir nur noch Löcher. Es ist, wie ein tropfender Wasserhahn, für den wir nicht den Klempner engagieren, sondern einen Eimer unterstellen. Wir müssen wieder Nachts in den Streifenwagen, um dort Lücken zu füllen, die viel zu groß für uns sind.

Früher fühlten wir uns wie eine Art Supermänner. Wir waren da, wenn wir gebraucht wurden. Und wenn wir da waren, dann waren wir es mit Herz, Kraft und Verstand. Wir konnten die Schwachen beschützen und die Hindernisse, die im Weg standen, überwinden. Wir waren belastbar und machten „unseren Job“ schlicht und einfach gern, weil wir ihn konnten. Heute sitzen nur noch unsere Schatten im Wagen. Alt und schwach, unterwegs auf unsicheren Pfaden.

Über den Dächern von Metropolis. Ganz oben, auf dem höchsten Wolkenkratzer; direkt an der Dachkante. Unter mir der Moloch der urbanen Metropole. Millionen von Seelen, Milliarden von Träumen. Ich soll sie beschützen, ihre Sicherheit garantieren. Ich lausche den Stimmen der Stadt. Warte auf einen Hilferuf. Als ich ihn höre, breite ich die Arme aus und trudele haltlos dem Boden entgegen. Supermann fliegt nicht mehr...